

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 8 (1932)
Heft: 7

Artikel: Als Backfisch allein nach Indien
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-756188>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Als Backfisch allein nach Indien

Trotz aller modernen Sachlichkeit träumt die Jugend auch heute noch den Traum von ferneren, glücklicheren Ländern. Bettina Ewerbeck, eine siebzehnjährige Berliner Gymnasiastin, hat den Mut gehabt, diesen Traum in Wirklichkeit umzusetzen und allein, in eine ungewisse Zukunft, nach Indien zu fahren. In dieser und den folgenden Nummern schildert sie den Lesern der «Zürcher Illustrierten» ihre abenteuerlichen Erlebnisse.



1. Kapitel.

Meine Freundin Erika ist Doktorin der Chemie und suchte eine Stellung. Beim Kaiser-Wilhelm-Institut hörte sie, ein indischer Chemieprofessor suche eine Assistentin für sein Laboratorium — freie Wohnung mit Garten, sechs Diener, freie Verpflegung und 150 M. monatlich Gehalt, nebst freier

Hin- und Rückreise zweiter Klasse . . .

Meine Freundin war begeistert. Das Gehalt war zwar nicht übermäßig hoch, aber das geheimnisvolle Indien lockte. Sie schrieb dem Professor und erkundigte sich, wieviel Geld 150 Mark in Indien seien, ob sie damit reisen könne und ob sie von diesem Geld indische Kunstgegenstände kaufen könne oder nicht.

Der Professor schrieb zurück, man könne, indien sei unglaublich billig, sagte er. 100 Rupien (das sind 150 Mark) seien mehr als ausreichend für diese Bedürfnisse, und vor allem für Reisen brauche meine Freundin kein eigenes Budget, denn sie könne ja mit ihm reisen, wenn er zu Kongressen fahre; übrigens komme er bald nach Berlin, man könne alles mündlich verhandeln.

Die Briefe, die er während dieser Zeit an meine Freundin schrieb, waren bezaubernd. Der Professor versicherte, daß die Inder ganz anders seien als die Europäer — sie denken nur an andere, während die Europäer nur sich und ihren Vorteil kennen. Die Inder seien aufopfernd und setzten sich für einen Menschen, den sie lieben, ganz ein; er selbst, der Professor, sei schon einmal ein «Heiliger» gewesen — nach dem Tode seiner Schwester habe er sich von der Welt zurückgezogen, von Wurzeln und Kräutern gelebt, bis er schwer erkrankt sei. Jetzt lebe er für seine Verwandten, die er erhalte.

Wir waren alle von diesen Briefen ganz hingerissen. Erika sagte, sie seien so kindlich und unverdorben und rein, wie sie ein Europäer niemals schreiben könne. Und wir alle beneideten und bewunderten Erika; nach Indien fahren zu können, welches Glück!

Und dann kam der Professor wirklich.

Wie ein Heiliger sah er eigentlich nicht aus, sondern eher wie ein freundlicher Bierbrauer, trotz seines kaffeebraunen Teints. Dick und gemütlich, etwas kindlich, mit schönen Händen. Ich traf ihn im Club der Ausländer, in den mich Erika eingeführt hatte. Sie stellte mich ihm vor und fragte, ob sie mich nicht mitnehmen könne, weil ich mir so glühend wünschte, nach Indien zu fahren.

Der Professor lächelte sanft dazu, sah mich eine Weile aus dunklen Augen aufmerksam an, sprach aber nicht weiter darüber.

Das nächste Mal verabredeten wir uns zu dritt.

Der Professor erzählte von Indien, und ich war ganz eingefangen. Der Ganges lag vor mir, unendlich breit, unendlich schön mit seiner himmel-spiegelnden, leichtbewegten Oberfläche . . . in dessen Schönheit aber unheimliche Gefahren verborgen waren. Von Tigerjagden erzählte er, die er veranstaltet hatte. Ich sah die schwerbepackten Elefanten, wie sie mit ihren Säulenfüßen auf den ausgetrockneten Wegen dahinstampften — wie die vielen begleitenden Diener eilig vor- und zurückliefen, um die Kamele anzutreiben. Da mußte ein breiter Fluß durchquert werden, hier waren die Waldwege zum Dickicht verwachsen. Das Lager der Tiger war erreicht — nun begann das Lauern. Für den Professor besorgten das die Diener. Er brauchte nur zu schießen. Doch als ihm einer zurief: «Herr, da ist er! Schießen, Herr!!» bekam er einen solchen Schreck, daß ihm das Gewehr heruntersank und er ganz schwach in den Knien wurde. Wenn er seine guten Schützen nicht dabeigehabt hätte, wäre es noch schlimmer ausgelaufen.

«Ein Held ist er ja gerade nicht», mußte ich denken, aber seine rücksichtslose Offenheit imponierte

(Fortsetzung Seite 210)



Gebt den Kindern auch im Winter Sonne!

Dieser hygienischen Forderung konnte bisher nur in geringem Umfange entsprochen werden, meist nur durch Reisen nach dem Süden. In diesem Winter braucht kein Kind ohne die aufbauende und gesundheitsfördernde Kraft der Sonne zu sein. Die von der Osram-Gesellschaft hergestellte Vitalux-Glühlampe vereinigt in ihren Strahlen Wärme, Licht und das lebenswichtige Ultraviolett in ähnlicher Zusammensetzung wie die Sonne. Osram-Vitalux-Glühlampen mit dem dazugehörigen Strahler G 100 sind an jede Lichtleitung anzuschließen.

Schwächliche, blutarme und stoffulöse Kinder sollten regelmäßig mit Vitalux-Glühlampen bestrahlt werden; das stärkt die Abwehr- und Schutzkräfte des Blutes, erhöht das Wohlbefinden, verhütet Rachitis und andere Krankheiten.

Befragen Sie Ihren Arzt!

Literatur und Bezugsquellennachweis durch Osram A.-G., Zürich

OSRAM VITALUX

Erhältlich in allen medizinischen Fachgeschäften.
Preis des Strahlers mit Lampe Fr. 121.—

mir doch. Im übrigen ließ die Erzählung seiner mutigen Tigerjagd eine große Heiterkeit in mir zurück. Auch als wir uns jetzt häufiger sahen, gab es oft Situationen, die mich ungemein komisch berührten.

Eines Abends hatte man ein Fest veranstaltet. Er wollte dort in einem freien Vortrag über indische Philosophie sprechen. Ueberall großartiger Lichterglanz — elegante Damentoiletten, die Herren steif im Frack... ein erwartungsvolles Publikum!

Da kommt er! Wadenstrümpfe, kurze Kniehosen, und über dem Leib hat er mühsam seine Studentenhose von Canterbury geknüpft, die ihm mit der Zeit zu eng geworden war.

Wir sahen uns nun beinahe jeden Tag. Die Hoffnung, doch noch irgendwie mit nach Indien zu gelangen, ließ mich nicht los... Am nächsten Morgen wieder eine gemeinsame Verabredung! — Ich kam verspätet und sah den Professor schon von ferne allein und anscheinend tief in melancholische Gedanken versunken auf und ab gehen.

«Wo ist Erika?» fragte ich gleich nach der Begrüßung.

Er sah einen Augenblick wie geistesabwesend den vorbeirasenden Autos nach wie sie schnurgerade auf dem glänzenden, spiegelnden Asphalt dahinsausen. «Erika ist schon wieder gegangen», sagte er dann. «Sie wird nicht mitgehen. Ihre Eltern wollen sie bei so geringem Gehalt nicht nach Indien lassen. Gegen den Willen der Eltern engagiere ich keine Dame...»

Er sah elend und angegriffen aus, und die Tränen schienen ihm beinahe zu kommen. Ich lief still neben ihm her, selbst noch ganz von der Nachricht erschlagen.

«Also ist alles aus...», dachte ich für mich. Da drehte er sich plötzlich zu mir um, sah mich an und sagte: «Wollen Sie mit nach Indien fahren? — Auch ohne Erika?» —

Mich durchfuhr erst ein großer Schrecken. Doch gleich stiegen bunte, begeisterte Bilder vor mir auf — Indien! Alles, was der Professor erzählt hatte, wurde noch einmal mit ganzer Kraft und Farbigekeit in mir lebendig. — Wie ich es wollte! Aber ich wagte es doch nicht zu glauben. Zweifel kamen: wie konnte ich eine Stelle annehmen, zu der eine Doktorin der Chemie verlangt worden war. — «Ich weiß nicht, Herr Professor, ob ich die Arbeit leisten kann, die Sie von Erika verlangt hätten», brachte ich ängstlich heraus. «Ich kenne nur die Grundlagen der Chemie — und weiter nichts.»

Aber der Professor beruhigte mich: «Das sind ganz einfache Dinge — Mikroaufnahmen, Abkühlungsdiagramme und dergleichen — eine rein mechanische Arbeit. Sie werden es schnell lernen. Je weniger Sie von Chemie verstehen, desto besser, desto leichter können Sie sich auf meine Arbeitsweise einstellen... Kommen Sie also mit?» wandte er sich dann noch einmal an mich, «Sie erhalten dieselben Bedingungen wie Erika.»

«Ja», sagte ich, «ja, natürlich!»

«Wann kann ich dann mit Ihren Eltern sprechen?» fragte er noch.

«Sofort, wenn Sie wollen.» — Und er ging gleich mit.

Ich hatte schon zu Hause von dem Inder erzählt und auch, was ich für Pläne an seine Person knüpfte. Niemand aber hatte ernsthaft Stellung dazu genommen. Nun fiel ich mit der Tür ins Haus. Die Überraschung war groß. Ich hatte den Professor ins Zimmer geführt und meine Eltern gerufen, die noch nicht glaubten, was ich ihnen im Fluge überstürzt und begeistert erzählt hatte. — Sie unterhielten sich lange mit ihm, fragten zuerst nach den äußeren Umständen meiner Reise und schüttelten den Kopf über ein solch unglaubliches Angebot... Breit, ruhig und gutmütig lächelnd saß er in seinem Stuhl und alle Zweifel und Unwahrscheinlichkeiten schwanden unter seinen mühsam zusammengesuchten, aber tief überzeugten Worten. Als meine Mutter meinte, sie würde mir das Glück gerne gönnen, aber ich sei doch noch ein Kind — da sagte er treuherzig: «Ich werde ihr Vater und Mutter sein!»

«Aber wenn sie nun das nicht kann, was sie arbeiten soll? Werden Sie sie mir dann zurückschicken?»

«Oh nein! Sie wird lernen. Wir oft bekommen aus den Bergen kleine Jungen. Sie sind wie die wilden Affen, immer auf den Bäumen und machen Unfug... Der Direktor sagt: Wir wollen zurückschicken. Ich sage: oh nein, wir müssen behalten, wir müssen richtig machen.»

Nun gefiel er meiner Mutter sehr gut. Er sprach sehr schön über die Macht der Eltern. Der Wunsch der Eltern sei eine mystische Kraft, die das Schicksal der Kinder lenke. Und gegen diese Kraft werde er nie etwas unternehmen, denn sonst würde ich unglücklich sein, und Inder können Unglück nicht vor sich sehen: ihr Lebensziel sei es ja, die Menschen glücklich zu machen.

«Wenn Sie denken, ich bin eine gute Mann, dann geben Sie sie mir mit», schloß er und versprach auf mich aufzupassen wie auf seine Tochter. Wir hatten alle das größte Vertrauen zu ihm und waren überzeugt, daß mir ein fabelhaftes Glück blühe. Mit siebzehn Jahren, aus der Schule weg, als Assistentin an einer Universität und noch dazu in Indien!!!

2. Kapitel.

Ein aufgeregtes Leben begann. Die Wellen des Ungewohnten, Neuartigen schlugen von Tag zu Tag höher. Ein riesiger Reisekoffer, der «Indienkoffer», stand breit mit aufgesperrtem Rachen da, und um ihn, wie Küken um die Glucke, lagen die kleinen Koffer versammelt. Täglich liefen meine Mutter und ich uns müde, dieses hungrige Ungetüm mit dem geeigneten Futter zu versorgen. — Auch unsere Bekannten hatten sehr schnell von meiner Reise erfahren. Sie staunten: «Nein, was das Mädel immer für ein Glück hat! Es ist einfach fabelhaft!» — Allmählich aber begannen sie uns zu warnen. Auch anonyme Briefe kamen, das Ganze sei ein Schwindel, meine Eltern möchten Erkundigungen einziehen.

Einige Tage später erschien sogar ein Kriminalbeamter und erkundigte sich nach dem Inder. Meine Eltern hatten inzwischen Nachforschungen angestellt: es gab wirklich eine Universität Aligarh, und der Professor war dort beschäftigt. Auch in Berlin gab es Hochschulprofessoren, die ihn persönlich kannten. Alles war in bester Ordnung, und der Beamte gratulierte mir noch zu der schönen Stellung.

Weniger leicht ging es auf dem Polizeirevier, wo bereits ein Auftrag vorlag, mir keinen Paß auszustellen. Da ich aber schon von früher her einen Paß hatte, hinderte mich das nicht sehr, und nach einigen Verhandlungen bekam ich schließlich meine polizeiliche Abmeldung. Nachdem ich auch eine Bescheinigung darüber erhalten hatte, daß mein Herz gesund sei, glaubte ich alles an notwendigen Papieren zu besitzen.

Der Abreisetag kam, und alle unsere Bekannten begleiteten mich zum Zug. Jeder sagte mir noch etwas ganz besonderes Liebes und Bedeutungsvolles und alle waren tief gerührt; ich selbst versuchte es mir auch einzureden, daß ich nun nach Indien fahre und erst in vielen Jahren zurückkäme. —

Zunächst fuhr ich nach Bad Nauheim, wo ich den Professor, der sich dort wegen seines Herzleidens aufhielt, treffen sollte. Kaum hatte er mich begrüßt, als er auch schon nach meinen Papieren fragte. Ich gab ihm, was ich davon besaß — doch wie war sein Erstaunen, als er das indische Visum nicht darunter fand. An das Visum, das wichtigste aller Papiere, hatte ich nicht gedacht! Der Professor schickte mich mit dem nächsten Zug zurück.

Ich muß sagen, meine Mutter war ziemlich erstaunt, als sie die Tür öffnete und die kühne Indiefahrerin wieder dastand. Nachdem ich ihr alles berichtet hatte, vereinbarten wir, auch die Bekannten mit meiner Wiederkunft zu überraschen. Am Abend wollten sie sich zu einer Gedenkfeier bei uns versammeln. Der Spaß gelang glänzend. Die Gäste unterhielten sich in wehmütiger Stimmung von meiner Abreise. Meine Mutter konnte sich dagegen das Lachen nicht recht verbeißen. «Sie sind ja in einer ganz eigenartigen Stimmung», bemerkte ein Besucher, beinahe ein bißchen gekränkt für mich. Da hielt ich es nicht länger aus in meinem Versteck. Mit Indianergeheul sprang ich aus dem Schrank mitten unter die Gesellschaft.

Am nächsten Morgen ging ich zum britischen Generalkonsulat. Ein netter Captain, der glänzend Deutsch sprach, fragte mich nach meinen Plänen aus. Und ich erzählte ihm strahlend und wie ich glaubte überzeugend, alles, was er wissen wollte — daß ich siebzehn Jahre alt, Lyzealschülerin, sport- und reisebegeistert sei und nach Aligarh als Assistentin an die Universität fahren sollte. Sechs Diener, Haus und Garten und herrliches Klima und Reisen und Jagden und 150 Mark monatlich in bar.

Der Engländer war erstaunt über meinen Bericht. Ich möchte sagen, daß sein Erstaunen von Minute zu Minute wuchs. Dann schüttelte er den Kopf

einige Male und drückte seine Verwunderung aus: erstens daß ich so leichtgläubig sei, zu denken, eine Universität könne überhaupt ein solches Angebot machen — und zweitens mir, die ich noch nichts könne und nichts gelernt hätte —, und drittens, daß ich so etwas ernstnehme, ohne einen Vertrag in der Hand zu haben. — Aber er, der Konsul, werde auf dem Wege über London bei dem Direktor der Universität anfragen, ob überhaupt dort eine Stellung frei sei, und dann, ob man mich dafür engagieren wolle. Die Antwort könne aber erst in ein paar Monaten eintreffen.

Ich war in großer Verzweiflung. Die Schiffskarten zweiter Klasse für den Professor und mich waren schon bestellt — ich konnte nicht länger warten. Der Inder war derselben Ansicht. Er hatte mir schon früher gesagt, die Engländer würden Schwierigkeiten machen, weil sie nicht wollten, daß Deutsche Stellungen in Indien bekommen. So waren weder meine Eltern noch ich durch die Ratschläge des Konsuls mißtrauisch geworden. Ich war fest entschlossen, meine Reise durchzusetzen. Bekäme ich das Visum nicht in Berlin, so würde ich es anderswo versuchen.

Ich fuhr nach Genf. Die erste Station nach Indien. Der Abschied am Bahnhof war diesmal weniger gefühlvoll. Man mißtraute meinen Reisen nach den vorherigen Erfahrungen. Nur meine kleine Schwester schrie noch in der letzten Minute eindringlich: «Aber du schickst mir bestimmt einen Affen, nicht wahr?»

In Genf ging es mir nicht besser als in Berlin. Die britische Gesandtschaft hatte nach Genf die Weisung geschickt, mir das Visum zu verweigern. Das Verbot lag schon in Genf, ehe wir ankamen. Meine Enttäuschung war bitter. Aber der Professor beruhigte mich noch einmal: «Wir fahren sofort nach Marseille, ehe man noch Zeit hat, von Genf aus das dortige Konsulat zu verständigen. In Marseille erzählen Sie dem Konsul nichts von Ihrer Anstellung. Sie sagen nur, daß Sie als Touristin nach Indien fahren wollen. Sind Sie erst dort, wird der Direktor sich schon dafür einsetzen, daß Sie eine Aufenthaltserlaubnis erhalten...»

Und so reisten wir weiter nach Marseille.

Eigentlich war meine Begeisterung für den Professor schon abgekühlt. Obwohl er erzählt hatte, daß er ein großes Privatvermögen, zwei Fabriken und große Landbesitzungen habe, war er von merkwürdiger — sagen wir Sparsamkeit. Es waren alles nur Kleinigkeiten, aber sie störten die Vorstellung, die ich mir von dem idealistischen Inder gemacht hatte. Aber als ich dann in Marseille ankam und der Konsul mir ohne weiteres das Visum ausstellte, war ich doch sehr froh und stolz. Der Brief einer Freundin wartete auf mich, die mir Glück wünschte: es sei so wundervoll, daß ich durch die Indienreise ein eigenes Leben in großem Format beginnen könne — — und ich selbst empfand es so. Indien lag vor mir! Und Indien — das schien mir die Welt — die große, unbekannte Welt.

3. Kapitel.

Das Visum hatte ich nun in der Tasche — jetzt wollte ich auch einen ordentlichen Vertrag haben. Der Professor behauptete zwar, dies sei unmöglich: ich hätte doch dem Konsul angegeben, als Touristin nach Indien fahren zu wollen. — Aber schließlich gab er nach, und im Rathaus von Marseille wurden unsere Unterschriften durch Amtssiegel beglaubigt. Ich war nun als Assistentin für das Laboratorium von Professor M. engagiert. Die näheren Bestimmungen erweckten neue Hoffnungen in mir: Drei Monate Ferien, das Recht, in meiner Freizeit Kunstgeschichte zu studieren und falls meine Arbeit nicht mehr benötigt werde, Heimreise zweiter Klasse. Was mir aber der Professor mündlich versprach, war noch tausendmal schöner. Zu Kongressen nach Madras und Kalkutta wollte er mich mitnehmen, zu Tigerjagden im Dschungel, zu Krokodiljagden im Ganges und zu Reisen in den Himalaja... Es war märchenhaft, und ich glaube an Märchen.

Meine ganze bisherige Reise war ja schon ein Märchen gewesen. In Deutschland wurde der Professor überall wie ein Fürst empfangen wegen seines Titels, seiner exotischen Abstammung und seines Reichtums. Ueber die Unvollkommenheiten seines Benehmens sah man gerührt und lächelnd hinweg. Es machte mir Vergnügen, mit einem so eindrucksvollen Herrn zu reisen.

(Fortsetzung folgt)